
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 239 Bromberg, den 17. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(16. Fortsetzung.) ——

Plötzlich vernahm sie ein Geräusch. Als sie weiterging, sah sie auf dem Weg, der sich durch den Baumbestand zu ihrer Rechten schlängelte, einen Mann auf sich zukommen.

Es war ein Fremder, das erkannte sie auf den ersten Blick, außerdem sah der Mann keineswegs vertrauenerweckend aus. Seine Kleidung war verwahrlost, als hätte er sich erst vor kurzem im Straßenschmutz gewälzt, und sein schlürfender Gang hatte etwas Lauerndes. Bevor sie zu einem Entschluß kam, ob sie stehen bleiben und den Mann nach seinem Begehr fragen oder davoneilen sollte, rief er sie an.

„Entschuldigen Sie, Madamchen, ich möchte Sie sprechen."

Sie ließ ihn herankommen.

„Wissen Sie denn nicht, daß hier privater Grund und Boden ist?"

Die Antwort des Fremden war unerwartet.

„Natürlich, mein eigener. Wollen Sie mir vielleicht verwehren, in meinem Besitz spazieren zu gehen? Da hört doch alles auf!"

„Wenn Sie sich nicht augenblicklich davonscheren, rufe ich einen Parkwächter, um Sie hinausführen zu lassen."

„Sie wollen mich hinausführen lassen? Was bilden Sie sich eigentlich ein, wer Sie sind?"

„Ich bin Frau Smithers, und der Boden, auf dem Sie stehen, gehört meinem Mann."

„Sie sind ebenso wenig Frau Smithers wie ich, und warum? — weil Ihr Mann gar nicht Smithers heißt."

„Sie haben offenbar zuviel getrunken. Ich werde jemanden hierher schicken, der Sie zum Parktor bringt."

Sie wandte sich zum Gehen, aber der Mann verstellte ihr den Weg.

„O nein", sagte er, „ich bin durchaus nüchtern, und Sie werden gefälligst anhören, was ich zu sagen habe. Mein Name ist Swire. Hat der Mensch, der vorgibt, Ihr Mann zu sein, jemals von mir zu Ihnen gesprochen?"

„Es ist höchst unwahrscheinlich, daß mein Mann von einem Menschen Ihrer Art zu mir sprechen sollte."

„Er hat Ihnen also nicht erzählt, daß er mich ums Haar umgebracht hätte, weil ich ihm verwehren wollte, etwas zu nehmen was mir gehört? Natürlich nicht, dergleichen behält er für sich. Das ist so seine Art."

„Wenn Sie mir nicht sofort den Weg freigeben, rufe ich um Hilfe."

„Rufen Sie immerzu, es wird Ihnen nichts nützen. Aber Sie brauchen keine Hilfe, denn ich tue Ihnen nichts. Ganz im Gegenteil, ich meine es gut mit Ihnen. Er hat Sie genau so hineingelegt wie mich, vielleicht noch schlimmer. Ich sagte Ihnen schon, daß er nicht Smithers heißt — weiß Gott, was sein wahrer Name ist — jedenfalls hat er Sie unter einem falschen geheiratet. Als ich mit ihm im Canterstone Gefängnis saß, — ich auf drei Monate, er auf zwei Jahre, nannte er sich Bruce. Er nahm den Namen Smithers erst an, als er aus dem Kittchen kam, weil er damit einen Riesenschwindel ausführen wollte."

„Wollen Sie mich endlich vorbeilassen oder nicht?"

„Nein, ich bin noch nicht fertig. Als er aus dem Gefängnis kam, hatte er keine drei Pfund in der Tasche, alles, was er jetzt besitzt, ist Diebesbeute."

„Verschonen Sie mich mit Ihren trunkenen Lügen, ich glaube kein Wort davon."

Es klang trotzig und hochmütig. Ihre Wangen waren jedoch bleich, ihre Lippen zuckten, und Furcht saß in ihren Augen.

„Ich bin nicht betrunken, und was ich sage, sind keine Lügen. Ich behaupte nur, daß er Sie betrogen hat ebenso wie mich. Er ist einer der größten Schurken, die frei herumlaufen. Das wird aber nicht mehr lange dauern, so wahr ich Sam Swire heiße."

„Das ist eine unverschämte Lüge!"

„Es tut mir leid, Netta, aber ich kann die Worte Mr. Swires nur bestätigen."

Diese Worte kamen von hinten und in einer Stimme, die Netta nur zu gut kannte. Sich umwendend sah sie ihren Bruder vor sich.

„Was Mr. Swire dir sagte, ist die reine Wahrheit, aber noch nicht die ganze Wahrheit. Der Mann, der dich unter einem falschen Namen geheiratet hat, ist ein ehemaliger Zuchthäusler und ein gemeiner Betrüger. Er hat einen Mord begangen und hätte, wenn unsere Richter weniger nachsichtig wären, am Galgen geendet."

„Und was bist du? Obwohl, wie ich leider sagen muß, mein Bruder, bist du ein Erpresser, ein Dieb, der sich nur vor dem Gefängnis retten konnte, weil er von dem Mann Geld nahm, den er jetzt auf das Schändlichste verleumdet — mir, seiner Frau gegenüber."

„Du bist nicht seine Frau, und zwar aus zwei Gründen: er hat dich unter einem falschen Namen geheiratet, und dann war er bereits verheiratet, als er dich zur Frau nahm. Seine richtige Frau lebt noch. Du siehst also, in welche Lage er dich gebracht hat."

„Es ist eine Lüge. Jedes Wort ist erlogen!"

Sie mußte jedoch ihre Finger zusammenkrampfen und in ihre Lippen beißen, um nicht in Tränen auszubrechen. „Wenn er hier wäre", fuhr sie stoßweise fort, „würdest du nicht wagen, so zu reden."

„Da hast du recht, das würde er sich wohlweislich überlegen."

Die Sprecherin war Margarete Foster. Sie hatte sich unbemerkt, durch die Bäume gedeckt, der Gruppe genähert und trat nun auf diese zu.

„Gott sei Dank, Maggie, daß du gekommen bist", rief Netta. „Die beiden haben schreckliche Dinge über Bob gesagt."

Margarete schlang einen Arm um Netta und zog sie dicht an sich, während sie die beiden Männer mit Blicken betrachtete, in denen nichts Schmeichelhaftes lag.

„Da wären Sie also wieder, Mr. Ludlow, Sie und Ihr Galgenvogelfreund. Netta, vor einigen Tagen wurde dieses Biest" — eine Anspielung auf Swire, die diesem nicht

zu behagen schien, „— gewaltsam aus dem Haus und dem Park entfernt. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß mit deinem Bruder in gleicher Weise verfahren wurde. Hoffentlich hast du dich nicht dazu herabgelassen, sie anzuhören."

„Ich konnte es nicht hindern, aber ich glaube ihnen nicht — nicht ein Wort."

„Da hast du recht, es ist unmöglich, sie mit der Verachtung zu behandeln, die sie verdienen."

„Miß Foster, ich vermute, daß Sie in dieser Angelegenheit nicht so unwissend sind, wie Sie scheinen wollen. Können Sie meiner unglücklichen Schwester gegenüber leugnen, daß ihr angeblicher Gatte ein vorbestrafter Verbrecher ist, der sie unter einem falschen Namen geheiratet hat?"

„Mr. Ludlow, ich ersuche Sie, mich vorbeizulassen."

„Nicht bevor Sie meine Frage beantwortet haben. Netta, man hält dich absichtlich in Unwissenheit. Rodway kannte die Wahrheit schon an deinem Hochzeitstage, und diese Dame hier ebenfalls. Frage sie vor mir, ob das, was ich sagte, wahr ist oder nicht."

„Ich ersuche Sie zum zweiten und letzten Male, mich vorbeizulassen."

In der Absicht, sich einen Weg zu bahnen, warf Margarete sich auf Ludlow, ganz nach Mannesart, aber sie hatte nicht seine Kraft, und Ludlow, obwohl keineswegs ein Athlet, hatte wenig Mühe, sie bei den Handgelenken zu fassen und trotz ihres Sträubens festzuhalten.

„Das wird Ihnen nicht gelingen, Miß Foster. Ihre Leibwächter sind nicht zur Stelle und können Ihnen in Ihrer verwerflichen Absicht, meiner Schwester die Wahrheit vorzuenthalten, nicht helfen."

Netta war totenbleich geworden. Sie schritt auf ihren Bruder zu.

„Theodor, laß Margarete los."

„Mit dem größten Vergnügen! Es liegt mir fern, zu vergessen, daß sie eine Dame ist. Frage sie jedoch in meiner Gegenwart, ob sie bestreiten kann, was ich gesagt habe."

Netta wendete sich an ihre Freundin. „Maggie, ich weiß, daß er gelogen hat. Aber der Form halber gib ihm eine Antwort."

„Ich kann nur antworten, daß er sicherlich Lügen gesagt hat."

„Der Ausdruck Ihres Gesichtes widerspricht dieser Behauptung, Miß Foster. Auch die Art, wie Sie meinen Fragen auszuweichen suchen. Netta, ich rate dir, deine Frage genauer zu stellen. Frage sie, ob sie bestreiten kann, daß der Mann dich unter einem falschen Namen geheiratet hat."

„Das wirst du sicherlich sofort als eine Lüge brandmarken können, Maggie."

„Ich rate dir, nichts von dem, was dein Bruder sagt, zu glauben."

„Du siehst, Netta, wie sie sich dreht und wendet. Und nun frage sie, ob sie leugnen will, daß der Mann vorbestraft ist."

„Netta, wie kannst du diesen — Herrn — zu Gefallen sein? Ich weigere mich, solange wir hier gewaltsam festgehalten werden, irgendeine Frage zu beantworten."

„Aber, Maggie, du darfst doch so etwas keinen Augenblick unwidersprochen lassen, selbst wenn mein Bruder einen Zwang auf uns ausübt."

„So ist es; das ist der Kernpunkt der Sache."

„Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe", erklärte Margarete. „Dein Bruder hat soeben etwas getan, was einer Freiheitsberaubung gleichkommt. Es ist unter meiner Würde, auch nur um einen Punkt einem aufgelegten Zwang zu weichen. Komm, Netta, gehen wir."

„Sie können gehen, Miß Foster, aber Netta bleibt hier. Ich als ihr Bruder habe ein Recht, dies zu bestimmen. Sie wird nicht mehr in das Haus zurückkehren, in dessen Besitz der Schurke, der sich als ihren Mann ausgibt, durch Schwindel, Betrug und Urkundenfälschung gekommen ist —"

„Ihre Ausdrucksweise entspricht Ihrem niedrigen Charakter, Mr. Ludlow. Niemand hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, über Netta zu bestimmen, und niemand wird es tun. Hier kommt übrigens ein Herr, der besser geeignet ist, mit Ihnen umzugehen, wie Sie verdienen. Mr. Rodway, Sie kommen gerade zur rechten Zeit. Bitte, beeilen Sie sich!"

Zwischen den Bäumen war die Gestalt Rodways sichtbar geworden. Ludlow lief ihm sofort entgegen.

„Rodway, höre mich zuerst an. Ich —"

Miß Foster ließ ihn jedoch nicht ausreden. „Tun Sie es nicht, Mr. Rodway. Werfen Sie ihn lieber aus dem Park hinaus."

Rodway sah verwundert von einem zum andern.

„Was ist los?"

„Das Folgende", erwiderte Ludlow. „Ich wollte erfahren, warum man meiner Schwester verschweigt, daß ihr Mann ein Betrüger und ehemaliger Zuchthäusler ist?"

Rodway wendete sich an Netta. Ein Ausdruck tiefster Bestürzung malte sich in seinem Gesicht. Seine Antwort kam jedoch kurz und entschlossen.

„Margarete, bringen Sie Netta nach Hause."

Diesmal war es Netta, die Einwendungen erhob — bleich und zitternd.

„Nein, ich bleibe. Ben, da Margarete sich weigert, meinen Bruder Lügen zu strafen, so muß ich Sie fragen, ob an dem, was er sagt, etwas Wahres ist."

„Antworte ihr, Rodway, ich habe von dir noch nie eine Unwahrheit gehört."

„Das wirst du auch jetzt nicht, selbst wenn ich mich dadurch des Vergnügens beraube, dir durch deine Schurkerei einen Strich zu machen."

„Dann sage ihr bitte, daß er geradeswegs aus dem Gefängnis in das Haus meiner Mutter kam, um dort seine Verbrecherlaufbahn fortzusetzen."

„Ich bringe dich um, Ludlow."

„Ben, verstehen Sie denn nicht", sagte Netta, „daß Sie durch Ihr Schweigen mich umbringen?"

In ihrer Stimme lag etwas, das den starken Mann erbeben machte. Er konnte nur einige Worte stammeln, die eine Antwort sein sollten, aber keine war.

„Netta, gehen Sie nach Hause."

„Wenn das, was mein Bruder sagt, wahr ist, habe ich kein Zuhause mehr und keinen Mann."

„Sicherlich hast du keinen Mann."

Diese Bemerkung Ludlows war kalt und gemessen gewesen, Rodways Antwort dagegen kam hitzig und ungestüm.

„Das ist unwahr!"

„Nein, es ist eine Tatsache!"

Netta zupfte Rodway am Ärmel.

„Dann muß ich annehmen, daß — daß auch das übrige wahr ist."

„Margarete, bringen Sie Netta nach Hause."

„Danke, ich brauche niemanden, der mich nach Hause bringt, ich gehe von selbst. Margarete kann mitkommen, wenn sie will."

Ludlow wollte sie aufhalten, aber Rodway faßte ihn am Arm.

„Rühr' sie nicht an, sonst —"

Ludlow sah offenbar etwas in den Augen des Sprechers, das ihm nahelegte, von einem Widerstand abzusehen, denn er ließ die zwei Frauen unbehindert gehen. Rodway blieb zurück, um das Gespräch zu Ende zu führen — in seiner Art. Swire, der ein stummer Zuhörer geblieben war, hatte sich bei dem Erscheinen Rodways wohlweislich beiseite gedrückt.

Netta und Margarete bewahrten auf dem ganzen Wege durch den Park Schweigen. Beide starrten vor sich hin, ohne einander anzusehen. Im Hause angelangt, ging Netta in ihr Schlafzimmer.

Dort trat sie an den Spiegel.

„Das ist nicht mein Gesicht", murmelte sie. „Dieses Gesicht kenne ich nicht. Wahrscheinlich bin ich gestorben. Es wäre ohnedies besser, ich stürbe, bevor er zurückkommt. Ich fürchte mich vor seinem Wiederkommen. Er wird mir ein Fremder sein. Mein Mann — mein Geliebter ist heute morgen fort — für immer."

(Fortsetzung folgt.)

Der rote Lampion.

Skizze von Vera Bern.

Auf die Erkenntnisse kommt es an. Man sammelt sie und packt sie dann in eine Ecke, um sie hervorzusuchen, wenn einmal Bedarf nach eigener Erfahrung.

Gottholds seelische Rumpelkammer war reich beschickt. Die Erkenntnisse reichten weit zurück in seine Kindheit, denn alles was ihn je betroffen, erschien ihm wichtig und bedeutsam. Auch wußte er aus allem rasch und gut zu folgern.

Noch stand er auf der Grenze zwischen jung und alt. Tageszeiten und Beleuchtung warfen ihn bald dies-, bald jenseits der unsichtbaren Furche, die Junges vom Alten trennt . . .

Es war an einem der letzten Spätherbst-Abende von Bad Weiler. Gotthold lehnte am Fenster seines möblierten Zimmers und blickte in den Kurpark hinunter.

Und wieder wurde ihm eine Erkenntnis: Waren denn da gar keine Erwachsenen unter dem Halbwuchs? Immer nur die gleichen runden Kindergesichter mit der Pfirsichhaut, den blühenden Lippen und dem Märchenglanz in den Augen . . .

Nachprüfend strich er mit der Hand über das eigene Antlitz ging dann zum Waschtisch, griff den Rasierspiegel und schritt zurück zum Fenster.

Lange und aufmerksam und scharf sah er ins Glas.

Tja . . . er mußte es zugeben: es war ein großer Unterschied zwischen denen da unten und ihm . . . Es lag wie ein Pergamentgefältel zwischen Augen und Schläfen, und von den Nasenflügeln abwärts liefen dunkle, tiefe Schatten.

„Aber die Farbe meines Gesichts ist gut!" so dachte er. „Ist voll Gesundheit, rosig, stark durchblutet und warm im Ton!"

— — Über ihm am Fensterkreuz schwang schaukelnd ein Lampion im abendlichen Wind, ein rot durchglühter, Glutenschein verbreitender Lampion. —

„Nanu? Der Herr Gotthold noch so spät aus dem Haus? 's ist kühl am Abend . . . Wir sind schon tief im Herbst . . ."

Oh, wie er sie anblickte, die warnende Wirtin von oben bis unten! Aufnehmen konnte er es noch mit allen unten, und was ihm fehlte an Albernheit und Überschwang, ersetzte er durch Erfahrung. „Ich hab' die Wärme im Blut, Frau Wirtin!" Und tschupp — flog die sonst leise Tür ins Schloß.

Mit Schritten, die sich streiften unter seinem Eifer, schritt Gotthold durch den Kurpark. Mit dem Stöckchen wippend. Es hätte nicht sehr viel gefehlt, so hätte er gepfiffen. Aber es hätte ihm ein Bekannter vom Amt — auch in den Ferien — begegnen können. Am Ende gar ein Untergebener! Da galt es Würde wahren, auf alle Fälle. Und dabei lachte er. Ihm war so gar nicht nach Würde zumute. So gar kein bißchen! . . . Er hatte ganz unbändig den Wunsch, nur einmal auszuschlagen.

Nun lief er unter kugeligen Lampions zwischen abblühenden Boskets und angegilbten Bäumen — und — — ja und? . . .

Das sind so Dinge, die man nicht erlernen kann — das Ansprechen eines hübschen Mädels! Er hatte es nie gekonnt . . .

Tiefer wandelte er hinein in den Garten, um dessen Alleen es dunkler wurde von Schritt zu Schritt. Da — gerade, wo ein letzter vereinzelter Lampion zwischen den Ästen schwankte, auf einer Bank saß ein Mädel. Saß ein hübsches, junges, blondes Mädel. Saß ganz allein und trug ein süßes Sehnen in den Augen und eine große Traurigkeit. Unsägliche Verlassenheit ging von dem jungen Geschöpfchen aus, das schlank und zart, wie tief gebettet in ihre Träume, schien.

„Ist es gestattet?" Er saß neben ihr, kaum daß er es gefragt. Dann klärte er durch Räuspern die Stimme zu werbendem Klang: „Daß ein so schönes junges Fräulein so ganz allein sitzt, an einem solchen Abend?! . . .

Sie wendete den Kopf ihm zu und sah ihn an, aus rot überhauchtem Antlitz. Mit einem Ausdruck, wie ihn Kinder haben, die unerwartet beschert werden. „Ich habe keinen", gab sie leise zur Antwort. Und meinte: „Schatz".

Er aber — der eigenen Einsamkeit bewußt — verstand, daß ihr kein Elternhaus die letzte Zuflucht bot und fühlte Rührung, die alles Abenteuerliche ihm verdrängte, daß nichts ihm blieb als nur der Wunsch, dem fremden unerfahrenen Kinde neben sich ein Gutes anzutun.

Ob sie es unbescheiden fände, wenn er sich wohl bäte, eine Tasse Kaffee, oder Eis — die Mohrenwecken wären ganz delikat, und auch die Pflaumenkuchen — auf der Kurterrasse mit ihm einzunehmen? Der Abend sei so schön und sei noch so lang, — so jung wie heute käme man nicht mehr zusammen — so jung nie mehr. Sie sah ihm ins Gesicht, das ihr wie durchsonnt schien vor inn'rer Wärme. Und sie stand auf.

Sie fanden, daß sie beide gut zueinander paßten in der Größe. Und als er seinen Arm in ihren schob, ergab es sich, daß ihre Schritte sich wie organisch zueinander fügten, so daß es ganz natürlich schien, daß er sie etwas fester an sich preßte, als es wohl schicklich war, bei einem ersten Gang.

So traten sie aus dem Bereich ihres Lampions, der schwankte, tanzte und mit rotem Glanz die leere Bank, den Kies, die Blätter überströmte und dessen Lichtlein leise flackerte, als sei's ein Lachen. —

Als Gotthold und das Mädchen, das er noch nicht kannte sich kurz darauf im grellen Licht der elektrischen Lampen auf der Kurterrasse gegenüber saßen, als beide ihre Blicke hoben, da war es plötzlich . . . ja, es war ganz seltsam, vielleicht ein wenig peinlich . . . nein, nicht ein wenig . . . es war so peinlich, daß sie beide wünschten, sie hätten sich nie an den gleichen Tisch gesetzt. Jedenfalls senkten beide rasch die Augen . . . starrten auf ihre Teller und mühten sich, nicht preiszugeben, was da in ihnen von eines großen Glückes Überschwang zusammenbrach.

Wo war es, das Gefühl, das ihn noch eben hin zu dem hübschen Mädel trieb? Wo war es, das Gefühl, das sie noch eben dem jungen Manne hilflos ausgeliefert?

Doch weil das Schweigen lastend wurde und die Peinlichkeit erhöhte, daß sie kaum zu atmen wagten, hoben sie beide rasch den Kopf, etwas zu sagen. Irgend etwas. Vom Wetter. Oder der Musik. Und ihre Blicke trafen sich ein zweites Mal im fahl erbarmungslosen Schein der grellen Lampen.

Und indes ihrer beider Blicke übereinander irrten, war des Mädchens auf Buchhaltung eingestelltes Denken in Betrieb. Es notierte, addierte, subtrahierte und zog Bilanz:

Er ist nicht, wie er noch eben schien. Die Farbe des Gesichts ist fast keine Farbe . . . blaß-gelb ist seine Haut . . . um die Augen viele Falten . . . auch kleine Säcke darunter . . . er ist nicht jung, o längst nicht mehr . . . er ist ein beinah alter Herr, ein ältlicher . . . Er kommt nicht mehr, nein, wirklich nicht mehr in Betracht . . . Was war das nur — vorhin?

Und er — mit dem raschen Blick des Vorgesetzten, der alle Mängel rasch mit einem Blick ergreift:

Schön ist sie gerade nicht . . . auch nicht mehr jung . . . keine Pfirsichwangen wie noch eben, und stubenblaß . . . müde Schatten unter den Augen . . . die Lippen leicht gesenkt, in ihren Winkeln . . . jenseits der zwanzig, ja, schon längst . . . Was war das nur — vorhin? — Das arme Ding . . . darum wohl saß sie so allein unter dem jungen Volk und war ihm dankbar, daß er sich ihr nahte . . . als sei sie eine von den Kleinen, Jungen, Zarten, denen sie glich im roten Flackerlicht.

„Noch einen Kuchen?" neigte er sich mitleidig vor, die eigene Enttäuschung zu verbergen und ihr zum Schluß ein Liebes anzutun.

Wie gütig ist die Stimme dieses fremden Herrn! So dachte sie und sah inmitten des Gefältels um seine Augen den guten Blick, mit dem er sie umfing.

„Vielleicht noch ein Mohrenkopf", gab sie zur Antwort wie ein Ding von siebzehn und lachte selbst, indes er feststellte, daß sie das Lächeln wesentlich verjüngte. —

Im Park, ganz hinten, verlöschte ungesehen der Lampion, der letzte, rote, zauberhafte — über der Bank! Und auch der andere, gleiche rote über Gottholds Fenster. Sie waren beide aus dem gleichen Laden und hatten ihre Schuldigkeit getan. Denn was sich dann begab — —?

Die fremden Leute nur, die sprachen dummes Zeug — daß so ein Mädel ohne Geld, und wahrhaftig nicht mehr jung und reizvoll nun doch — zu guter Letzt — zu einem Mann gekommen! Und daß er selbst, ein solcher Hagestolz, sich nun doch noch, auf seine alten Tage! — —

Die Ehe wurde gut. War vorbildlich. Sie wußte alles, was er je geleistet hatte im Amt. Er wußte alles, was sie je entbehrt!

Und doch blieb auch in dieser Ehe ein Geheimnis:

Nie sprachen sie von ihrem ersten Kennenlernen! Nie von der Bank! Nie vom Lampion, dem roten, der ihn — nein sie — nein beide — doch keiner wußt' es von sich selbst — mit rotem Jugendschimmer übergossen und so begehrenswert gemacht, daß selbst das grelle, fahlerbarmungslose Licht auf der Terrasse es nicht vermochte, den jäh geweckten Funken auszulöschen.

Es sollte jede Ehe ihr Geheimnis haben!

„Mensch, lauf zum Kokolzow."

Aus russischer Kriegsgefangenschaft erzählt von Adolf Gregori.

Aus den vielen Kriegserlebnissen, von denen ich hörte, hebt sich das des Kameraden Jakob Klein hervor. Eine verzweifelte Eingebung im gefährlichen Augenblick hat ein deutsches Soldatenleben gerettet. Und das ist, wenn es sich mit einer menschlich angenehmen Erinnerung an den Feind verbindet, sonderbar genug.

Jakob, der warmblütige Werkmeister aus dem Rheinland, hatte bald nach Kriegsausbruch Weib und Kind daheim, in Danzig lassen müssen, um im Landwehr-Infanterieregiment Nr. 21 nach Osten zu marschieren. Der ungeheuren russischen Übermacht erlagen im Juli 1915 in den heißen Kämpfen um Warschau zwei Bataillone der Einundzwanziger. Zu Tode ermattet und umzingelt, mußten sich die überlebenden 412 Mann ergeben.

Drei Tage und drei Nächte ging's zu Fuß unter Kosakenbegleitung ins Innere des eurasischen Riesenreiches. Dann weiter mit Bahn und Schiff — endlos, endlos. Der Weg eines Kriegsgefangenen in Rußland war weit.

Nachdem man anderwärts in einer Ziegelei gearbeitet und auch den Hunger kennengelernt hatte, landete man in der Stadt Woltshansk am Donez. Zunächst hieß es beim Wegebau die Hände regen. Dann wurden die Handwerker und mit ihnen Jakob ausgesucht, um städtische Kontore auszubessern, Seuchenbaracken zu errichten und am Neubau einer höheren Schule zu helfen.

Der Stadtkommandant war General Kokolzow, ein Hüne von Gestalt, an die sechzig Jahre alt. Beträchtlich über zwei Zentner wog er. Über der reich beschnürten Uniform saß ein mächtiger Kopf mit Backenbart. — Das Urbild eines martialischen zaristischen Generals. Doch fehlte den bärtigen Gesichtszügen auch der Unterton des Gutmütigen nicht.

Und was das Besondere war: Kokolzow sprach gut deutsch, er schien sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten zu haben. Am Schliff, den die deutschen Kriegsgefangenen zeigten, hatte er ziemlich unverhohlen seine Freude. Ja, man konnte ihn einigermaßen deutschfreundlich nennen. Gegen die Gefangenen insgesamt war er leutselig. Das ließ er merken, wenn er gelegentlich die Arbeitsstätten besuchte.

Ein paar tausend Kriegsgefangene, Deutsche, Österreicher, Tschechen und Ungarn, mögen in jener Gegend gewesen sein. Sie hausten zum Teil in großen Holzbuden. Jakob arbeitete mit zwei Deutschen zusammen. Siebzig Kopeken gab's den Tag, dafür mußte man sich beköstigen. In deutscher Uniform durfte man frei in der Stadt umhergehen.

Die höhere Schule wurde von deutschen und österreichischen Gefangenen unter Fachleitung eines deutschen Architekten erbaut. Die Aufsicht führte ein stockrussischer Ingenieur, ein grünschnäbeliger Deutschenfresser von etwa siebenundzwanzig Jahren. Er hatte sein schäbiges Vergnügen daran, bei jeder Gelegenheit über die Deutschen zu schelten. Prahlerisch verkündete er, wenn er an die Front komme, so werde er nicht lange Gefangene machen, sondern alle Deutschen, die ihm in die Quere gerieten, totschlagen. Dabei hatte der aufgeblasene Wicht noch nicht einmal gedient. Ein Tscheche fand sein billiges Vergnügen daran, den Dolmetscher für den blöden Prahlhans zu spielen.

Die drei Deutschen kostete es redliche Mühe, an sich zu halten, vor allem den heißblütigen Jakob. Man würgte die Wut in sich hinein. Eines Tages, als man mit Arbeiten an elektrischen Schalttafeln beschäftigt war, wurde es aber doch zu viel, das Gefäß der Demütigungen floß über. Jakob ließ den Burschen durch den Tschechen auffordern, Ruhe zu geben, sonst könne es Hiebe setzen . . .

Krebsrote Wut fuhr in den Russen. Ehe Jakob sich versah, hatte ihn der Beleidiger mit der Faust ins Gesicht geschlagen.

Da hätte man den schmalen, sehnigen Jakob sehen sollen! Mit einem Sprung war er dem Angreifer an der Gurgel und warf ihn wider die Tür, daß diese auseinander krachte. Draußen stürzten beide auf Abfalleisen. Aus Jakobs Händen losgekommen, turnte der Russe auf die Beine, ergriff eine metallene Röhre und traf seinen Gegner auf die Schulter.

Im nächsten Augenblick stak er wieder in Jakobs Umklammerung. Dann war's um ihn geschehen. Er blieb blutüberströmt liegen. Auch dem grimmen Jakob rann das Blut vom Kopf.

Jach kam er zur Besinnung, als immer mehr Menschen herbeiliefen und die Russen eine drohende Haltung einnahmen. Ein paar Wachtsoldaten fuchtelten nicht eben freundschaftlich mit der Waffe. Das kleine Häuflein der Deutschen stand in entschlossener, doch hoffnungsloser Verteidigung.

Was sollte Jakob tun? — Da raunte ihm ein Kamerad ins Ohr: „Mensch, lauf zum Kokolzow!"

Die Stadtkommandantur lag gerade dem Schauplatz gegenüber. Es flog Jakob durchs Gehirn, daß so immerhin eine letzte Chance geboten war. Wie ein Sausewind flog er in Kokolzows Vorzimmer und ließ sich melden.

Er hatte Glück. Der General war zugegen und ließ den Deutschen vor. Beim Anblick des blutigen und natürlich noch erregten, doch in strammer Haltung verharrenden Soldaten, entfuhr es dem Alten: „Panje, wie sehen Sie aus?!"

Jakob berichtete. Kokolzow hörte mit gefurchten Brauen zu. Dann ging er dröhnenden Schrittes ans Telephon und befahl den Ingenieur zu sich.

Das Verhör endete mit einer Klarstellung des Sachverhalts. — — Nein, es schloß damit, daß Kokolzow dem Bramarbas, dem Ingenieur eine tüchtige Standrede hielt, obschon dieser jetzt nicht wie ein Held dreinblickte. Nun, er war ja auch keiner . . .

Der Gerechtigkeitssinn des Generals tat sich vor allem darin kund, daß er betonte, wenn der Herr Ingenieur so sehr darauf brenne, an die Front gegen die Deutschen zu kommen, gehöre er auch dorthin . . . Ein Wink, und das Zimmer leerte sich.

In der Folgezeit wurde der Deutschenfresser nicht mehr gesehen. Was aus ihm geworden, weiß man nicht. Wenn aber die Erinnerung zurückgeht zu der schweren russischen Zeit, dann klingt immer wieder in des ehemaligen Landwehrmannes Ohren der rettende Zuruf: „Mensch, lauf zum Kokolzow!"





Erfindung für Zigarrenraucher mit kräftigem Bartwuchs um Entzündung vorzubeugen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.